

Unerwartetes Ende des Chaco-Krieges

Nicht durch den Völkerbund, sondern durch Revolution

Zu den vornehmsten Aufgaben des Völkerbundes gehört die Aufrechterhaltung des Friedens in der Welt. Sollten trotz seiner Bemühungen doch irgendwo kriegerische Entwicklungen sich ereignen, soll er um Friedensvermittlung und friedlich-schiedlichen Ausgleich bemüht sein. Das Kapitel dieser Völkerbundesarbeit ist besonders an Grotesken reich. Die Sprache der Gefühle und Gewehre hat sich immer wieder von neuem als eindringlicher und überzeugender erwiesen als die Beschwörungswörter von Genf. Der nunmehr schon sechs Jahre währende Konflikt im Fernen Osten ist ein besonders beweiskräftiges Beispiel dafür.

Auch im Chaco-Konflikt zwischen Bolivien und Paraguay hat der Völkerbund keine rühmliche Rolle gespielt. Gewiß, er hat eine Kommission entsandt, die einen schonen Bericht erstattete, er hat durch seine Sprachsprecher die beiden kriegführenden Staaten, die Mitglieder des Völkerbundes sind, zum Frieden ermahnt, und er hat schließlich ganz konkrete Waffenstillstands- und Vergleichsvorschläge ausgearbeitet und zur Beibehaltung einer Friedenskonferenz in Buenos Aires aufgefordert. Dabei war er vorzüglich genug, ein wahrscheinliches Fiasco dieser Konferenz in den Berechnungsbereich einzubeziehen und für den Fall des Scheiterns der Friedensverhandlungen die Anrufung des Saager Gerichtshofes zu empfehlen. Den ersten Vorschlag auf Waffenstillstand und Schaffung einer neutralen Zone in einer Breite von 100 Kilometer hatte Paraguay abgelehnt mit der etwas merkwürdig anmutenden Begründung, daß eigentlich seit 1879 Waffenstillstand zwischen ihm und Bolivien herrsche. Wenn man zwischenzeitlich ein wenig Krieg geführt habe, sei dies nichts anderes, als eine gelegentliche Unterbrechung des immer noch geltenden Rechtszustandes der Waffenruhe.

Da sich der Völkerbund über diese juristischen Deduktionen nicht ganz im Klaren war, vertagte er die Weiterbehandlung des Chaco-Konflikts auf die erste Dezemberwoche. Ein unerwartetes Ereignis hat ihn nun vor der weiteren Blamage des Nichtgehörtwerdens bewahrt. Der Krieg ist von selbst zu Ende gegangen, allerdings nicht durch eine kriegerische Kampfhandlung, sondern mittels einer Revolution in Bolivien. Eigentlich ist es verwunderlich, daß dieser in Südamerika nicht ungewöhnliche Weg nicht schon längst beschritten worden ist. Der seit etwa fünf Jahren ununterbrochene Krieg in der „Grünen Hölle“ des Chaco hat durch die enormen Opfer an Menschen, Material und Geld beide Staaten an den Rand des Ruins gebracht. Vielleicht hat nur der Umstand, daß ein wirklich entscheidender Sieg bisher noch nicht errungen war, den Ausbruch einer Revolution verhindert. Nun ist sie in Bolivien über eine persönliche Angelegenheit erfolgt. Der Präsident David Salamanca hatte sich in das Kriegsgebiet begeben, um eine Veränderung in den obersten Rängen der Heeresleitung vorzunehmen, da die Regierung in La Paz mit der Kriegführung nicht einverstanden war. Es kam aber anders, als es sich der Präsident gedacht hatte. Bevor er den kommandierenden General seines Kostens entheben konnte, wurde er von den eigenen Truppen gefangen genommen und zur Abdankung gezwungen. In der bolivianischen Hauptstadt wurde dieser revolutionäre Akt mit Freuden begrüßt, die Regierung zum Rücktritt gezwungen und der bisherige Vizepräsident Te-



Das ganze Volk erwartet das
Weihnachtsfest
vergesst nicht eure ärmeren
Volksgenossen

1000 zum Präsidenten ausgerufen, der sofort ein neues Kabinett zusammenstellte.

Inzwischen war aber auch die bolivianische Front zusammengebrochen. Die Gefangennahme des Präsidenten war bereits ein bedeutendes Zeugnis für die innere Zerrüttung. Die Armee ist nach so viel opferreichen Kämpfen kriegsmüde. Wahrscheinlich war Paraguay über den Zustand innerhalb der bolivianischen Armee unterrichtet, als es durch seinen Vertreter beim Völkerbund die Waffenstillstandsvorschläge ablehnte. Der Oberbefehlshaber seiner Truppen, General José Estigarribia, befahl eine Offensive auf der ganzen Front, die von einem überraschenden Erfolge begleitet war. Zum größten Teil setzten sich die Bolivianer überhaupt nicht mehr zur Wehr, sondern sie räumten kamplos die Stellungen, die sie unter ungeheuren Verlusten viele Jahre verteidigt hatten.

So groß der Siegestaumel in Paraguay ist, so niederschmetternd ist das Gefühl der Niederlage in Bolivien. Selbst wenn das neue Kabinett, in dem sich u. a. der frühere Präsident Savadra befindet, sich aus sogenannten starken Männern zusammensetzen sollte, werden sie nicht mehr imstande sein, das Meer und Land zu nennenswertem Widerstande mitzureißen. An eine Wiedereroberung des Chaco-Gebietes, soweit es bisher in bolivianischem Besitz war, ist ebensowenig zu denken, es sei denn, daß es durch einen neuen Staatsstreich, der dann der 35. in den 107 Jahren des Bestehens des bolivianischen Staates wäre, gelänge, das Land zu einer neuen Kraftanstrengung zu bringen. Die Aussichten dafür sind aber wenig erfolgversprechend. Schließlich darf man nicht vergessen, daß das jetzt siegreiche Paraguay nicht minder erschöpft ist wie sein unterlegener Gegner. Der Krieg im Chaco ist zu Ende. Im künftigen Frieden wird Paraguay zufrieden sein, wenn es die im Chaco befindlichen Vorräte zugesprochen erhält. Wenn dann auch noch Bolivien ein Restteil des Chaco bekommt,

ist das nationale Prestige wenigstens einigermaßen bewahrt.

Hoffentlich vergißt man nicht, auf den beiderseitigen Briefmarken, die nach altem Brauch die geographischen Landesgrenzen aufweisen, die neue Chaco-Grenze richtig zu verzeichnen. Das wäre übrigens eine hübsche Kontrollaufgabe für den Völkerbund, dem nun durch das plötzliche Kriegsende in der „Grünen Hölle“ das jahungsgemäße Bemühen um Friedensstiftung ohne sein Zutun etwas jäh abgebrochen worden ist.

Räffe für Saarabstimmungs-berechtigte

Amlich wird folgendes bekanntgegeben: Reichsangehörigen, die die Ausstellung eines Passes mit der Begründung beantragen, daß sie sich zur Abstimmung in das Saargebiet begeben wollen, wird der Reisepaß von den zuständigen Passbehörden vom 15. Oktober 1934 ab gebührenfrei mit einer Geltungsdauer bis zum 15. Februar 1935 ausgestellt, wenn sie glaubhaft nachweisen, daß sie abstimmungsberechtigt sind. Die Glaubhaftmachung kann z. B.

- a) der saarländischen Abstimmungsbehörde, daß der Antragsteller in die Abstimmungslisten eingetragen oder sein Antrag auf Eintragung in die Abstimmungsliste bei der saarländischen Abstimmungsbehörde eingegangen ist;
- b) der Saarmeldestelle seines jetzigen Wohnortes (Polizistenrevier oder Einwohnermeldeamt), daß der Antragsteller in die Saarkartei eingetragen ist.

Gerichtssaal

Brandstifterin — Jugendliche Diebesbande

Heilbronn, 3. Dez. Am Weihnachtsabend 1926 brach in der Mühle der Witwe Anna Frey in Oberstfeld Feuer aus. Auf die Eigentümerin, die ihren Schwager der Brandstiftung beschuldigte, fiel zunächst kein Verdacht. Auch als im September 1931 in der gleichen Mühle wieder ein Brand ausbrach, wurde nur Fahrlässigkeit der Besizerin, die inzwischen eine zweite Ehe mit dem Müller Karl Raad eingegangen hatte, angenommen. Im Herbst 1934 in Oberstfeld auftretende Gerüchte gaben nun der Staatsanwaltschaft Heilbronn Veranlassung, der Kriminalabteilung der Polizeidirektion die Aufklärung des Falles zu übertragen. Die Ermittlungen führten zu einem vollen Erfolg. Die vorgenannte Anna Raad hat eingestanden, nicht nur die zwei bereits erwähnten Brände vorfälschlich gelegt, sondern im September 1931 noch einen dritten Brandstiftungsversuch durch Entzündung von mit Del getränkten Säcken gemacht zu haben. Sie wurde festgenommen und dem Gericht vorgeführt. — In den letzten Monaten haben die Diebstahle von Fahrrädern und Fahrradteilen im Bezirk der Polizeidirektion stark überhand genommen. Die von der Kriminalpolizei planmäßig durchgeführten Nachforschungen führten zu der Feststellung, daß ein 19 Jahre alter Metzger und sein 14jähriger Bruder, ein Mittelschüler, ferner ein Sattlerlehrling und drei 14- bzw. 13jährige Volksschüler, sämtlich von hier, seit mehreren Monaten in gemeinsamem Zusammenwirken mehr als 30 Diebstahle verübt haben. Die Mehrzahl der Gegenstände, darunter 7 Fahrräder, konnten wieder beibracht werden.

Die Gemeindelast

ROMAN VON GERT ROTHBERG

(14. Fortsetzung.)

Und Bertha Oberhof hatte freundlich erwidert: „Gewiß, Frau Heiden, es ist uns lieb, wenn Sie noch bleiben!“

Und die Damen blieben. Immer stiller und blässer wurde Christel. Obwohl sie sich immer wieder sagte, daß es ihr doch gleich sein müsse, wenn Ernst Oberhof sein Interesse schenke.

Eines Abends fragte Frau Heiden ihre Tochter: „Nun sag mir mal, Gisela, was du dir eigentlich bei dieser ganzen Geschichte denkst! Es kann dir doch nicht ernst sein mit der Absicht, diesen Bauer heiraten zu wollen? Bedenke doch nur: Du, der verwöhnte Liebling der Gesellschaft, hier als Bäuerin auf dem Oberhof!“

Unmutig zuckte Gisela mit den schönen Schultern. Dann sagte sie sehr ungelassen: „Nun, einem denn alles gleich so ausgelegt werden? Es ist ein sehr amüsantes Spiel, nichts weiter. Obwohl ich mir zuweilen einbilde, Ernst Oberhof wirklich zu lieben.“

„Siehst du?“ ereiferte sich die Mutter. „Ich habe ja gewußt, daß daraus noch ein Unheil entsteht. Und ich —“

Plötzlich schwieg sie. Ihr kam ein sonderbarer Gedanke. Wenn das alles Fügung wäre? Sie hatte doch im Dorfe gehört, daß der Oberhofbauer schwer reich sei? Der habe gut und gern ein paar Millionenchen beisammen!

Frau Heiden wurde es ganz heiß bei dieser Erinnerung. Herrgott, wenn Gisela das auch eingesehen hätte?

Ihr Mann schrieb kühl, ja, unfreundliche Briefe. Er hatte sich aber darüber gefreut, daß sie noch länger bleiben wollten. Befuchen könne er sie jedoch auf keinen Fall. Er müsse sehen, noch zu retten, was zu retten sei. Wo schien es wohl sehr schlimm zu stehen. Wäre da

Wifelas Heirat mit dem „Bauern“ nicht eine Rettung? Mehr als das!

Frau Heiden nahm sich vor, von nun an ganz still zu sein und die Sache abzuwarten.

Wifela sah lächelnd vor sich hin. Es war doch ein großer Triumph für sie, daß sie diesen Unnahbaren so verwandelt hatte.

Er liebte sie. Sie kannte doch die Männer! Und wie heiß und verbend er sie immer anfah. Er würde heiß küssen können, der schöne, stolze Bauernsohn! Bauer? Er war ein hochgebildeter Mensch! Und dieses alte Gut hier war fast wie ein Schloss. Die Gutsfrau konnte sich bedienen lassen, wenn sie nur wollte. Von ihr verlangte schließlich nie jemand, daß sie sich um die Wirtschaft kümmerte. Man konnte sich ja Personal in Menge halten, und sie würde nur die Herrin sein!

Freilich: Immer hier in diesem kleinen Bergdorf? Ohne jede Gesellschaft? Ihre wundervollen Toiletten nur immer für einen einzigen Mann? Kein Schweif von Anbetern mehr? Das würde sie doch niemals aushalten! Aber sie konnte ihren Mann bitten, mit ihr zu reisen. Gewiß, so würde es gehen! Und mit ihm brauchte sie sich nicht zu schämen. Nein, stolz würde sie auf ihn sein können.

Des Mädchens Spitze, weiße Zähne gruben sich in die Unterlippe. Ob Mama wirklich naiv genug war, zu glauben, sie Wifela, sie wisse nicht, wie es dabei um die Finanzen bestellt war? Die schwierige Zeit und — na, ja, Pappas heimliche Passionen mochten schon ein tiefes Vermögen verschlingen haben. Wäre es also nicht ganz gut, wenn sie selbst ihr Schicksal in die Hand nahm und nicht erst abwartete, wie sich der gute Papa aus den schwierigen Verhältnissen herauswickelte?

Freilich, ein Opfer war und blieb es! Weil sie sich die meiste Zeit des Jahres hier begraben mußte. Dennoch würde sie durch Liebe viel von Ernst Oberhof erreichen. Niemand aber mit Launen. Das wußte sie schon heute. Was also sollte sie tun?

Graf Farrenreuther hatte sie heiraten wollen. Gewiß! Weil er annahm, daß sie die einzige Erbin eines schwerreichen Bankiers sei. Diese gräßlichen Absichten würden sich sofort ändern, wenn es laut wurde, daß Heiden seiner Tochter nichts mitgeben konnte. . . .

„D ja, Gisela Heiden wußte recht gut, wie es aussah!“

Gräfin Farrenreuther!

Ein schöner Traum, der ausgeträumt sein mußte, wenn Papa wirklich als ein armer Mann aus dieser gelblichen Affäre hervorging. Vorläufig wollte sie noch abwarten. Entscheiden mußte es sich ja sowieso in Kürze.

Es war ganz schön, abzuwarten. Sie hatte ja Zeit. Gisela trat ans Fenster und sah hinunter. Da schoben sich ihre Brauen fester zusammen.

Dort unten ging Christel!

Sie haßte dieses blonde, schöne Mädchen, das jünger und reizender war als sie, die gefeierte, verwöhnte Gisela Heiden.

Sie hatte einmal einen so schmerzlichen, verzweiferten Blick aus den dunkelgrauen Augen Christas aufgefassen, daß wie ein Blitz die Erkenntnis über sie gekommen war: Dieses schöne Mädchen liebte den Oberhofbauer! Das könnte ihm so passen, sich für immer hier einzunisten! Dieses Waisenkind, das die Gnade des Oberhofbauern einst hier aufgenommen.

Aber — weshalb haßte sie Christa? Ernst Oberhof behandelte die Hieschweifer fast ein bißchen väterlich. Jedenfalls schien er nicht das geringste Interesse für sie zu haben, und das war gut so. Dennoch hatte sie das Gefühl, daß ihr von diesem Mädchen eine Gefahr drohe, und aus diesem Grunde haßte sie es.

Gisela wandte sich ihrer Mutter zu.

„Sagtest du etwas, Mama?“

„Ich meinte nur, daß es Zeit wird, zum Essen zu gehen.“

„Du hast recht. Ich will mir noch schnell ein anderes Kleid anziehen und das Haar zurechtstreichen.“

Gisela trug dann beim Mittagessen ein wundervolles hauchdünnes Seidenkleid. Der Oberhofbauer lächelte höhnisch, aber war sonst höflich und auch gesprächig. Bertha Oberhof bewunderte die Eleganz der jungen Dame, wenn diese Eleganz ihr auch hier nicht ganz am Platze schien. Aber Tante Bertha hatte schöne Menschen gern, und seidene Kleider immer geschätzt. Sie selbst besaß mehrere schwarze, braune und graue Taftkleider. Sie trug dieselben jedoch für gewöhnlich nicht. Nun ging sie ein bißchen mit sich zu Rate, ob sie denn schließlich nicht die zwei Ältesten im Hause abtragen sollte. Es würde sich vielleicht doch ganz gut machen.





Sitte und Brauchtum



Die Schwarzwälder Uhrmacherei und das Bauerntum

„Lippe-Deimold“

Droben, wo der braune kleine Redarnabe dem Moordboden entsteigt droben bei Schwemningen, weht nach dem Sommer früh ein rauher Wind. Es ist Höhenluft, es ist Schwarzwaldluft und nicht weit davon, eine kurze Strecke noch, ist die Grenze, die Württemberg von Baden trennt. Bis vor kurzem noch gab es einen badischen und einen württembergischen Schwarzwald, heute haben wir nur noch einen Schwarzwald... Gott sei Dank! Man nennt jenes Gebiet die Boar, nicht weit davon geht es in den Schwarzwald, ins Höllental. Vor 300 Jahren etwa war es hier unwirtlich und oft nicht geheuer. Wege und Stege waren in schlechtem Zustande; die Dörfer klein, die Familien arm, denn was Ackerbau und Viehzucht einbrachten, war zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Der Winter war rauh und hart ärmlich und kurz die Nahrung, die Not oft groß und bitter. War ausnahmsweise kein Krieg, der Brand und Blut und Raubherden brachte, so war es selbst in der schönen Jahreszeit still und einsam, denn es fiel damals noch keinem Menschen ein, ohne ganz besonderen Grund sein Haus weiter und länger zu verlassen, als es durchaus nötig war. Weltabgeschlossen die Täler, verlassen die Höhen und Berge. In den kleinen Hütten oder laien wortfarge Menschen, abgesehen von Bauern und Lannen darüber nach, wie sie ihre wirtschaftliche Lage verbessern könnten. Waren die spärlichen Früchte im Herbst eingeheimt, hatte der Winter früh seine Karte abgeben, dann rückten die Leute um den Raubherden und zerbrachen sich den Kopf, was sie den langen Winter über schaffen sollten. So kamen sie aus Bältern auf Spinnereien und griffen das am ehesten auf, was ihnen am nächsten lag; sie machten Truben aus Holz, äbten sich im Schnitzen formten Schüsseln, Wäfel und schnitten Schindeln für die Häuser. Einer machte es dem andern nach und als ein besonders heller Bauernkopf auf den Gedanken kam, die Sachen zu verkaufen, machte er sich auf, hing den Zwischhof um, der mit solchen Holzgeräten angefüllt war und zog umher. Nun machten das die andern nach und mit dem gewonnenen Utsch erwuchs bei manchem der nicht zur Hofherrlichkeit gelangenden Söhne der Entschluß, den Lebensunterhalt ausschließlich aus dieser Tätigkeit zu ziehen. Kübler, Schindler, Schachtelmacher und Bildschnitzer das waren die ersten Gewerbetreibenden, die sich aus der landwirtschaftlichen Bevölkerung herauskühlten.

Der Dreißigjährige Krieg war vorbei; das Land lag verwöhrt da; langsam begann sich das unterdrückte Leben wieder zu regen und wenn auch die Not noch lange nicht gemildert war, so gab doch der Bauer die Hoffnung nicht auf. Da ging um das Jahr 1667 ein Raunen durch die Lande, es wurde die Botschaft von einem Wunderding verbreitet, von einer Uhr. Ein Glashändler hatte sie aus weiter Ferne mitgebracht, dort, wo sie nun war, irgendwo auf der Höhe der Boar oder des Schwarzwaldes, dort wurde sie angefaßt und von oben bis unten gemulert. Im Schnitzen geschickte Bauern verachteten das hölzerne Gefüge dieser Uhr nachzumachen und fanden überall Nachahmer. Aus dem Bauerntum heraus erhob sich die Schwarzwälder Uhrmacherei unsere Gegenwart. Bald gab es kein Haus mehr, wo nicht des Winters über die Uhrmacherei als Nebenbeschäftigung betrieben wurde, wenn auch zunächst nur als Liebhaberei. Da jagte der wilde Franzose übers Land und machte der ganzen Herrlichkeit ein Ende. Die Bauern kanden nach dem Frieden von Utrecht und Rauff von 1713 und 1714 am Rande des Verderbens, alles war wieder zerstört zerstört, vernichtet. Der Teufel hat's geirren! Aber wieder ging es von vorne an, wieder suchte man nach neuen Erwerbsquellen. Man erinnerte sich jener alten Uhr und der eigenen, die da und dort im Winkel umherlagen, und was damals Liebhaberei war, wurde nun Gewerbe. Glassträger nahmen sie mit in die Welt hinaus und als sie daheim meldeten, die Uhren seien alle verkauft und es würden mehr verlangt, da begann die Blütezeit der Uhrmacherei auf dem Schwarzwald und in der Boar. Ein besonderer Umstand kam der Verbreitung dieses Gewerbes zugute; die Wirtung des seit dem 15. und 16. Jahrhundert angekommenen Erbrechts der geschlossenen Hofgüter. Vorher hatte noch die Form der Hausgenossenschaft bestanden, wo alle Brüder ohne Erbteilung als Rittern zur gelamten Hand auf ungeteiltem Gute lagen blieben. Das im Bauernstand sich nun ausbreitende Erbrecht brachte auch hier grundlegende Veränderungen. Es erkannte nur noch einem Sohn, gewöhnlich dem jüngsten, die Erbfolge zu und überließ die Abfindung der anderen Söhne durch Vermittel vor. Diese von der

väterlichen Scholle sich lösenden Bauernsöhne besaßen meistens ein kleines Häuschen, sie erwarben sich einige Güter, damit sie eine Kuh halten konnten. Ihren Hauptunterhalt aber suchten sie aus dem Gewerbe zu ziehen. Diese neue Volksschicht nannte man Häusler und sie waren es, die den ersten Stamm der Schwarzwälder Uhrmacher bildeten.

Die Spinnstube

Die Arbeit nach dem Felde hat nach eingebrachter Ernte und daran anschließender Feldbestellung und Aussaat eine Ruhepause. Es beginnt die Zeit beschaulicherer Arbeit im Hause, die Arbeit bei Licht. Das Spinnen bildet einen wichtigen Bestandteil der ländlichen Winterarbeit. Es ist unseren Frauen eine altvertraute Kunst, die am Fürstenhofe im Bauernhause und in der Bauernstube geübt wurde. Bis in unsere Zeit war der Leinwand ein Stolz der Bauernfrauen und der Bauernstöchter. Vielfach steht noch heute auf dem Aussteuerwagen der Braut das geschmückte Spinnrad als Sinnbild des häuslichen Fleißes.

In der herblichen und winterlichen Abgeschiedenheit des Dorfes soll der Segen der Arbeit dem Landvolk auch die gesunde Freude und Fröhlichkeit des Dorflebens bringen. Dafür war früher die beliebteste und besonders geeignete Stätte die Spinnstube. Mag sie auch ihrem ursprünglichen Zweck nach in erster Linie der Arbeit gewollt haben, so ist doch das vertrauliche Zusammensein der beiden Geschlechter wohl immer das anziehendste an ihr gewesen; bot sie doch eine günstige Gelegenheit zur Antäuflung zarter Bande. Die Beziehungen der Spinnstube zur Pflege der Geisteskräfte werden auch durch die landschaftlich wechselnden Bezeichnungen angedeutet. In Thüringen sprach man vom „Spinnengehen“ und nannte die Mädchen und Frauen, die in den Spinnstuben zusammentrafen, „Spinnmäusen“ und „Spinnmäuse“. In der Rhön hieß die Bäuerin, die gerade die Spinnstube hielt, die „Spinnfrau“. In der Altmark bildeten die zu einer Spinnstube vereinigten Mädchen eine „Spinnkoppel“, im Paderburgerischen einen „Spinnkumpen“. Süddeutsche Ausdrücke sind „Kunkelstube“ und „Kunkelstube“. In anderen Benennungen kommt das Zusammensein am Abend, bei Licht, bei der Kerze zur Geltung: „Lichtstube“, „Lichtgang“, „Zum Lichten gehen“.

Wie in dem Namen, so tritt auch in der Ausgestaltung der Sitte eine große Mannigfaltigkeit hervor. Die Zusammenkünfte fanden im allgemeinen der Reihe nach in den verschiedenen Häusern statt. In den größeren Dörfern bildeten sich oft mehrere Spinnstuben, sei es nach den Teilen des Dorfes, sei es nach Unterschieden des Lebensalters; manchmal hielten bei den Mädchen die Jahrgänge der früheren Schulzeit zusammen. Auch die verheirateten Frauen bildeten stellenweise eine besondere Spinnstube. Jedenfalls bildeten die Spinnstuben eine gute und treue Kameradschaft.

Im Dämmern liegt der gewaltige Teutoburger Wald hoch aufsteigend, zerklüftet, geheimnisvoll. Es rauscht in den gewaltigen Bispeln, unter denen einst die geschlagenen Legionen des Varus in wilder Flucht davonstoben. Und zu Füßen des gewaltigen „Herrmann“ erstreckt sich weit die braunrote Muttererde Lippe-Deimolds. Inmitten liegen die alten Hölzer. An die überdachte Diene, die die Ställe in sich birgt, schließt sich der Eingang zu den Wohnräumen. Vom Tore zur rechten Hand liegt zuerst der Pferdestall, dann der Kuhstall, zur linken Hand zuerst der Schweinestall, dann die Geflügelkammer, dann die

Knechtstammern. Auf allen alten Höfen ist diese gleiche Anordnung zu finden.

Schwer ist das Umwerfen der braunroten Scholle. Gepflügt wird deshalb „Diene-lang“. Der „Kleine Antreiber“, der bei jedem Gespann zu finden ist, dient nicht etwa, wie man annehmen könnte, zum Furchen, sondern zum Pferdeantreiben. Nur das vorderste Paar wird gelenkt. Unbekannt ist dem lippischen Bauer die „Kreuzleine“. Von dem im Jaumzug des linken „Sattelpferdes“ auf dessen Widerrist liegenden Knoten geht ein Leitseil und schnappt in seiner längeren also rechten Seite in den linken Gehring des rechten „Handpferdes“ ein, während ein kurzer Verbindungszügel die Vorderperde und ein ebenfalls die Hinterperde in der Geraden in enger Fühlungsdisziplin hält. Wie verschieden ist das doch in deutschen Landen. Das kleine schwache Ein- oder Zweigespann in Kreuzleine vor dem leichten Schwingpflug in der Mark Brandenburg — des alten Fritz Streulandbüche —, das vom Sattel aus gelenkte Stiergespann auf Mecklenburgs Rüben- und Weizenboden —, das Dreigespann Sachsens, das Ochsenpann Oberschlesiens und Pommerns, das vom Wagen aus, ohne jedes Leitseil mit dem langgedehnten Gang gelenkt wird — hü — toomm heerer — hoth — toomm heerer —. Dem auf Entdeckungsfahrt durch lippische Gefilde begriffenen Landtremden fällt nun wohl eines besonders auf. Verdammt! Sind denn die Bauern hier alle adelig? „Meier zu Ehlentrug, Meier zu Bimfen, Meier zu Ahlen, Meier zu Giegen, Meier zu Hartlage usw. usw.“ Ursprünglich war der lippische Bauer — der Meier, er hatte und hat viel mit Kühen zu tun mit Milch und mit Käse usw., und der andere ist der seines Hofes. Ich habe selten auf deutschen Bauernhöfen so viel Pünktlichkeit, Ordnung und Disziplin, aber auch so deloße Behandlung der pflichtgetreuen und fleißigen Knechte und Mägde angetroffen als in Lippe-Deimold. 4 Uhr alles raus, und jeder an seine Stallarbeit um 5.30 Uhr die seit Jahrhunderten traditionelle dicke „Hafersuppe“ und wirklich schon auge Brot. 6 Uhr alles raus ins Feld, und die nächste Hoffnung ist das verdammte famose Butterbrot mit Schinken um 9.30 Uhr. Punkt 11 Uhr ist alles wieder zu Hause. Die Tiere und Menschen haben tatsächlichen richtigen Mittag bis 1 Uhr und, was leider selten anzutreffen ist in anderen Gegenden, die Sielen kommen während dieser Zeit runter von den Tierleibern. Und, es möge diegen oder brechen, um 6.30 Uhr, modern gelagt 19.30 Uhr ist Feierabend. Aber, wenn gearbeitet wird dann wird auch gearbeitet. Verflucht noch mal!

Und nach der Getreideernte da kommt in jedem Jahr wieder die große bäuerliche Volksbelustigung, „Kiltan“ genannt. Da geht's auf langen Leiterwagen los nach „Vemgo“, „Lange“, „Schötmar“, „Selpuseln“ oder in die Hauptstadt Deimold.

Der Huttanz

Wie in Dachau in Bayern heute noch ein Huttanz stattfindet, so fand ehemals in Jagst- und Remstal am Sonntag nach den Kirchweihfesten, der „Huttanz“ statt. Der Huttanz war der Abschluß von der Kirchweih, ein Kerlesim jagte: „Den Huttanz nimmt man auf noch am Schwanz“, das soll heißen, es wird mitgemacht. An der Kirchweih war in dieser Gegend früher kein Tanz. Man gab sich zu frieden mit dem vielseitigen Schmaus von allerlei Kuchen, Krapfen, Birnenbrot, Meißel suppe, neuem Sauerkraut, süßem Wein und Bodwies. Dann mußte man auch noch in der Nachbarschaft und bei den Verwandten bis Kuchen vorsetzen und feststellen, welche Bäuerin das Baden am besten versteht. Der Schmaus zog sich hinaus bis kommenden Sonntag, da wurde der letzten Kuchen aufgezehrt und was keiner mehr da, so mußte die Bäuerin eines frischen Kuchens backen denn am Huttanz Sonntag mußte es nochmals Kuchen zu essen geben. Dieser Brauch hat sich in den meisten Häusern bis heute noch erhalten.

Vom Huttanz selber erzählte die Großmutter: Im Tanzsaal wurde ein Hut mit einer feidenen Schürze oder selbendem Halostuch aufgehängt. Der Hut und das Seidentuch waren die Preise. Es durfte jeweils nur ein Pantanzen und es ging oft lange bis Hut und Seidentuch auf den Boden fielen. Trotz dieser Glück einen reichen Bauernsohn, so mußte es sein und seiner Tänzerin Glück mit Bier und neuem Wein bezahlen.

Eine Bäuerin aus Magenbuch.

Herausgeber: Landesbauernschaft Württemberg
Verantwortlicher Schriftleiter:

Dr. Immanuel Schäffer, Stuttgart, Reuterstr. 1



In der Spinnstube wurden — immer natürlich bei der Spinnarbeit — die Tagesneuigkeiten durchgenommen, wobei auch allerlei kleiner Dorfklatsch mit unterließ. So wurden Geschichten erzählt, Märchen und Schmutzen, auch Rätsel geübt. Vor allem erklangen beim

Schnurren der Räder Volkslieder und Kodenlieder, vielfach sind sie so gleichbedeutend. Auch wurden wohl kurze Gedichte in anderen Spinnstuben abgehört und befreundete Häuser heimgesucht, namentlich wenn irgendwo ein Schlaht eine Gabe erhoffen ließ. Am Abend rückten sich die Burken ein, und dann wurde es erst ein richtiges Geläch (Gelage, Gesellschaft). Wo Mädchen und Burken sich zusammenfinden, wird viel gelacht und geredet. Man macht ein Pfänderpiel oder auch ein Tänzchen. Allmählich wird die Lustigkeit zur Ausgelassenheit und nimmt wohl auch bedeutliche Formen an, namentlich wenn das Licht ausgeblüht wird. Alles eifrige Sittenprediger haben denn auch gegen die Spinnstuben gejetert, so daß sie vielfach verboten oder wesentlich eingeschränkt wurden. Andererseits herrichte auch wieder eine gewisse Selbstsucht in ihnen, und unter Umständen wurden anstößige Personen ausgeschlossen.

Das Abkommen der Spinnstuben ist namentlich deshalb zu bedauern, weil sie auch Träger der Volkstradition waren und Sage und Lied von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten. In grauer Heidenzeit schon hat die deutsche Frau die Kunst des Spinnens geübt und die Spindel ist mit dem Volksglauben aus der Heidenzeit noch eng verwebt. Die Spindel ist das Sinnbild der urdeutschen Göttin, der Frau Holle, der Beschützerin des häuslichen Herdes, der Wäscherin über die häusliche Ordnung. Wo das germanische Sinnbild weiblicher Schönheit, fräulicher Anmut und Sinnigkeit war sie die Göttin der Liebe und des Eheglücks. Sie hat ihre heidnischen Festzeiten, und diese leben in der Erinnerung des Landvolkes fort als verbundene Spinnstage. Es darf nicht gelponnen werden am Donnerstag und Samstag abend; die Spinnerin muß am Samstag ihre Kunkel leergeponnen haben, sonst spinnt die Hexen oder halpelt der Teufel am Sonntag. Im Mondsein darf man nicht spinnen, denn solches Garn hält nicht, oder die Spinnerin spinnt die Leinwand zu ihrem Leichentuch. Der Frau Holle oder Holbe minnigliches Gedächtnis lebt aber auch fort im neckischen Spiel der Spinnstuben. Wie ein Mädchen den Hans spinnt, einen solchen Mann bekommt sie; spinnt sie immer nur wenig, einen kleinen, spinnt sie viel; einen großen, spinnt sie die; einen dicken — und so fort je nach der Auslegung und Nachhut. Ein altes Bauernwort jagt: Töchter möchen Gelächter. Soll so bleiben in der Spinnstube! Das Leben ist des Lebens liebtes Kind. In den Sitten und Bräuchen, die sich an den Gang des menschlichen

Lebens anschließen, erkennt man die Art des Volkes. Wer unser Volk kennen will, soll Verändnis haben für unsere Volksbräuche. Die Spinnstube war Bauernleben reich an stittiger Freude, war ein Stück dörflicher Poesie.

